

BÜCHER

GIDE

Kinder im Wald

Über den im Jahre 1951 gestorbenen Schriftsteller André Gide fällt sein Dichterkollege Jean Cocteau ein sarkastisches Urteil. Cocteau spottete darüber, daß der für seelische Entblösungen sehr zugängliche Tagebuch-Schreiber Gide den Neugierigen zu seinen Lebzeiten stets allzu bereitwillig gestattet habe, sich intensiv mit seinem Gemütsleben zu beschäftigen. „Es ist daher nur natürlich“, höhnte Cocteau, „daß auf seinen Tod keine Überraschung mehr folgte und daß die Archäologen in seiner Erde nichts mehr finden.“

Cocteaus Prognose erwies sich jedoch als voreilig. Die Gide-Literatur nahm nach dem Tode des Dichters einen erheblichen Aufschwung, der sich zum Teil aus dem Eifer der Philologen, zum Teil aber auch aus dem Appetit der Skandalschreiber erklären läßt. Gide hatte für eine posthume Sensation gesorgt, indem er einem Schweizer Verleger die Vollmacht erteilte, kurze Zeit nach seinem Tode eine Bekenntnisschrift über seine Ehe zu veröffentlichen, die der Dichter seinen zukünftigen Biographen ausdrücklich als Schlüssel zu seinem Werk empfahl. Diese Schrift, nach dem Bruchstück eines Verses von Virgil „Et nunc manet in te“ („Und nun ruht es in dir“) genannt, war eine Art Selbstanklage, die ein bis dahin pietätvoll verschwiegenes Problem — nämlich das seltsame Verhältnis des Dichters zu seiner Frau und Kusine Madeleine — der Öffentlichkeit preisgab.

Die Kritiker, die Gide als leidenschaftlichen Verteidiger der Homoerotik kannten, hatten bis dahin das Thema seiner problematischen Ehe nicht für sehr bedeutungsvoll gehalten. Nun aber malte Gide in seiner nachgelassenen Bekenntnisschrift plötzlich in düsteren Farben ein Ehedrama aus, von dem er behauptete,



Schriftsteller Gide
„Das Zentralproblem ist die Ehe“



Man muß hin und wieder mal alles beiseite schieben — ganz unbekümmert sein, sich entspannen — dazu gehört auch die P&S-Filter.



Die köstliche Eigenart ihrer erlesenen, naturreinen Tabake macht sie so erquickend und belebend. P&S ist leicht — und alles macht sie leichter. Wer sie ansteckt, den steckt sie an — mit guter Laune! Schon nach den ersten Zügen spürt man: Das ist das richtige Zeitrezept . . .

mal entspannen -
müher bleiben mit

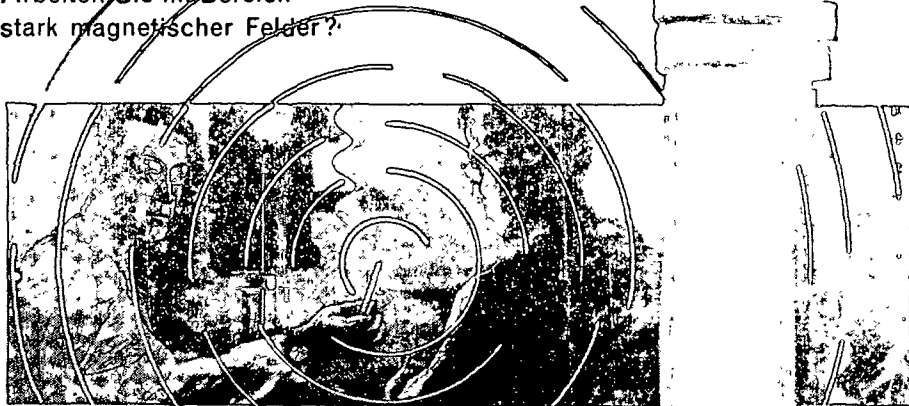


Die neue super-antimagnetische

IWC INGENIEUR
automatic

Bei dieser Uhr sind nicht nur die empfindlichsten Teile des Werkes aus amagnetischem Metall hergestellt, sondern das ganze Werk ist außerdem von einem doppelten Gehäuse umschlossen, dessen innerer Mantel aus einer Speziallegierung besteht. Er bietet den bestmöglichen Schutz gegen magnetische Einflüsse bis gegen 1000 Örsted/Gauß. Das Werk dieses Spezialmodells ist identisch mit demjenigen der erfolgreichen *iwc automatic*.

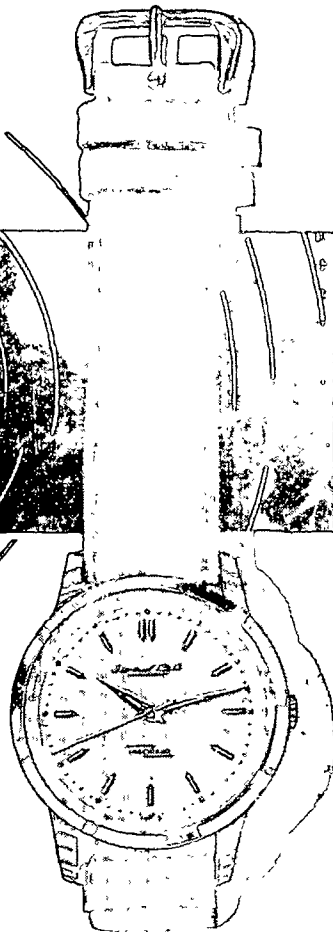
Arbeiten Sie im Bereich stark magnetischer Felder?



Ingenieure, Techniker, Chemiker, Piloten, Ärzte, Forscher usw., die mit Motoren oder elektrischen Apparaten arbeiten müssen, können sich nun auch während ihrer beruflichen Tätigkeit auf den genauen Gang ihrer *iwc-INGENIEUR automatic* verlassen.



Verkauf und Service durch die autorisierten Vertreter, erkennbar an diesem Schaufensterschild.



Der *iwc*-Katalog mit den letzten Modellen von Herren- und Damenuhren wird auf Verlangen unverbindlich und kostenlos zugestellt.

INTERNATIONAL WATCH CO. SCHAFFHAUSEN (SCHWEIZ)



Siegener A.G. Geisweid
Werk Erndtebrück · Postf. 341

Man nehme
ein Postkärtchen und schreibe:
„Lieber PHOTO-PORST! Schicke mir kostenlos den 270 seitigen Photohelfer.“ Er ist hochinteressant und enthält auch alle guten Markenkameras, die der Welt größtes Photohaus, mit 1/5 Anzahlung, Rest in 10 leichten Monatsraten bietet. Ein Postkärtchen genügt.

DER PHOTO-PORST Nürnberg

14 TAGE PROBIEREN



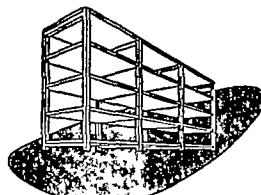
Neuester Bildkatalog 48 mit Beratung gratis Postkarte genügt

Versand ab Werk - fabrikenue - Lieferung frei Haus

und dann erst endgültig entscheiden bei allen, den billigsten bis besten **SCHREIBMASCHINEN** Monatsraten ab 10,- DM Spezialvertrieb aller Schreibmaschinen

Günther Schmidt K. G.
Frankfurt am Main
Platz der Republik 3, Abt. 4 P
Berlin-Lichterf., Baseler Str. 69
Hamburg 24, Birkenow 16
Göttingen, Elbinger Str. 30
München, Bayerstraße 37

Element-Norm-Regale aus Holz



D.B.P.a. Ohne Werkzeug schnell auf- und umgebaut Fächer alle 5 cm verstellbar Für jeden Raum und Verwendungszweck in Höhe, Tiefe und Breite lieferbar. Stabill u. Tragfähigkeit bis zu 600 kg/qm

Durch genormte Serienfabrikation äußerst preiswert
L. Zedlitz KG., Element-Gestellbau
Wiesbaden, Albrechtsstraße 15 Telefon 279 62

es sei das tragische Zentralproblem seines Lebens gewesen.

Gide bekannte sich schuldig, das Lebensglück seiner ahnungslosen Kusine Madeleine zerstört zu haben. Sein ganzes Werk, so schärfte Gide der Nachwelt ein, sei als ein „langes Plädoyer“ vor seiner Frau zu verstehen: „Man sieht nicht sehr weit, wenn man dieses Motiv nicht darin erkennt.“

Tatsächlich aber scheint Gide die Biographen mit der pathetischen Ausmalung seiner Ehetragedie eher irreführt als aufgeklärt zu haben. Zu diesem Ergebnis kam jedenfalls kürzlich Gides engster Freund, der heute 79jährige Schriftsteller Jean Schlumberger, in seiner biographischen Analyse „Madeleine und André Gide“, die soeben auch in Deutschland erschienen ist*.

Schlumberger will durch die Veröffentlichung bisher unbekannter Briefe, Zeugnisse und Tagebuchstellen den Nachweis erbringen, daß Gides vielgerühmte Aufrichtigkeit in seiner letzten Bekenntnisschrift vorgetäuscht war, weil der Autor zugunsten der Pose des noblen Büßers, die er vor der Nachwelt einnehmen wollte, die Wahrheit verfälscht habe.

Gide errichtete sich nach Ansicht Schlumberger ein moralisch gefälliges Denkmal, indem er sich durch das Bekenntnis seiner Schuld den Nimbus des Selbstgeißlers verschaffte. Das aber, findet Schlumberger, geschehe auf Kosten seiner Frau: Die Ehe zwischen ihr und André könne „keinen Anspruch auf Tragik erheben“. Biograph Schlumberger nimmt Madeleine Gide — sie starb 1938 — gegen die Unterstellung ihres Mannes in Schutz, sie sei sein ahnungsloses und einfältiges Opfer gewesen, eine passive und zur Demut vorherbestimmte Natur, die durch ihre Ehe mit dem mephistophelischen Gide um ihr Lebensglück betrogen worden sei.

Schlechtes Gedächtnis

Schlumberger und Gide waren Jugendfreunde, sie lebten als Nachbarn auf ihren Familienbesitztümern in der Normandie. Jugendfreund Schlumberger legt nun Briefe und Dokumente Madeleines vor, die Gides Selbstbeichtigungen widersprechen. Schlumberger kommt dabei zu dem Resultat, Gide habe „nie etwas Entstellteres“ geschrieben als den Ehe-Band „Et nunc manet in te“, und er zitiert Gides Notiz „Daß mein Gedächtnis nicht . . . zuverlässig ist, weiß ich.“ Schlumberger: „Diese Sätze hätte er als Warnung dem kleinen Buch über Madeleine vorausschicken sollen.“

Der 1869 geborene Gide hatte sich bereits als Zwölfjähriger eng an seine zwei Jahre ältere Kusine Madeleine angeschlossen, weil er deren überlegenen Verstand bewunderte. Die geschwisterliche Bindung wurde — gegen Madeleines jahrelangen Widerstand — 1895 in eine Ehe verwandelt.

Schlumberger studierte nun vor allem jene Briefe aus dem Nachlaß Gides, die Madeleine ihrem Vetter in den sechs Jahren vor ihrer Verlobung, als sie sich beständig gegen die Heirat wehrte, geschrieben hatte. Er fand unter den Papieren in Gides Pariser Wohnung zwei Heftchen, von deren Vorhandensein bis dahin niemand etwas wußte: das Tagebuch Madeleines aus den Jahren 1891—92, in dem Madeleine Gedanken niederschrieb, die sie in ihren Briefen nicht auszusprechen wagte. Der Autor Schlumberger nennt dieses Tagebuch eine „Enthüllung“ — sogar für die, die Madeleine gekannt hätten; auch Gide habe die Wichtigkeit dieses Do-

* Jean Schlumberger: „Madeleine und André Gide“; Claassen Verlag, Hamburg; 236 Seiten; 13,80 Mark.

kuments offenbar vollkommen übersehen. Das wiederaufgefundene Tagebuch und ein von Gide säuberlich verknötetes Bündel der Jugendbriefe Madeleines dienen Schlumberger als wichtigste Stützen für seine Theorie, daß Gides Kusine sich erste Gedanken über das Schicksal machte, das sie bei einer Heirat an der Seite ihres Vetzters zu erwarten hatte. Gides zerknirschten Ausspruch in seinem Ehebuch, daß Madeleine vom ersten Tag an „nur ein vergiftetes Glück“ kennengelernt habe, weist Schlumberger als unhaltbar zurück: Die Sprache des Tagebuchs gibt nach seiner Meinung Aufschluß darüber, daß Madeleine ihren Vetter zärtlich wie einen „Bruder“ liebte; daß sie ihm aber auch nicht mehr geben wollte als „Seelenverwandtschaft“.

„Was würde ein Fremder beim Lesen dieser Zeilen denken?“, zitiert Schlumberger aus dem Tagebuch Madeleine Gides. „Daß ich André wirklich liebe? — Nein — bei aller Aufrichtigkeit mit selbst gegenüber — Liebe schließt, scheint mir, Begierde ein — irgend etwas Glühendes, Leidenschaftliches, das zwischen uns nicht vorhanden ist.“

Die Bedenken, die Gides Kusine gegen eine Verbindung mit ihrem Vetter und „Seelenbruder“ äußerte, hatten vielmehr einen anderen Grund. Mehr als den „unterirdischen Dämon“ in der Natur Gides fürchtete sie den Verstoß gegen die Konvention; denn die puritanischen Familienregeln schlossen die Verwandten-Ehe aus.

Erst nach dem Tode der Mutter Gides entschloß sich Madeleine, die selbst seit einigen Jahren Waise war, zur Ehe mit ihrem Vetter. „In diesem entscheidenden Augenblick ihres Lebens“, kommentiert Schlumberger das Ereignis, „erinnern sie an die ‚babes in the wood‘, an zwei im Walde verirrte Kinder, die, von Angst erfaßt, sich aneinander festhalten.“

Der Autor der kritischen Gide-Biographie will wissen, daß Gide, der sich später so mitleidig über das Martyrium seiner



Madeleine Gide: „Kein Anspruch auf Tragik“

Frau äußerte, im Gegenteil sehr gut beraten gewesen sei, als er seine Kusine ehelichte: „Zwanzig Jahre“, so behauptet Schlumberger, „wurde er von einem musterhaften Glück begünstigt.“ In Schlumbergers Theorie ist den beiden die Fortsetzung der alten geschwisterlichen Gemeinschaft — „nun aber im legitimen Rahmen, gerechtfertigt und bestätigt“ — als etwas ganz Natürliches, Problemloses erschienen; vielleicht sogar, wie der Autor tiefenpsychologisch schürfend bemerkt, als „eine Erleichterung“.

Eine Krise in der Ehe gab es freilich, als Gide seine Frau zum erstenmal vor aller Öffentlichkeit kompromittierte: Er reiste — nach dreiundzwanzig Ehejahren — im Sommer 1918 in eindeutiger Begleitung nach England. Während dieser Zeit ver-

nichtete Madeleine sämtliche Briefe, die Gide ihr in dreißig Jahren geschrieben hatte. Der in seiner Eitelkeit tief verletzte Dichter betrachtete aber den Briefwechsel mit Madeleine als die „Kronung seines Werkes“; er behauptete, daß es „vielleicht nie einen schöneren Briefwechsel gegeben“ habe.

Seine eigene Bekenntnisschrift „Et nunc manet in te“ berichtet, welche Wirkung dieses Autodafé bei dem Briefschreiber Gide hervorrief: „Während einer vollen Woche weinte ich; ich weinte von morgens bis abends, in einer Kammecke des Raumes sitzend, wo sich unser Zusammenleben abspielte — ich weinte ohne Unterlaß, ohne den Versuch, ihr etwas anderes zu sagen als durch meine Tränen, und immer von ihr ein Wort, eine Geste erwartend...“

Schlumberger verteidigt dagegen die Vernichtung der Gide-Briefe als eine Tat der Verzweiflung. Zudem habe Madeleine jedes Verständnis dafür gefehlt, daß die an sie gerichteten Briefe — wie sie von dem Verfasser später erfahren mußte — nicht ihr, sondern der Literatur zugedacht waren.

Aber auch nach diesem Vorfall — Madeleine war damals 51 Jahre alt, André Gide 49 — hätte die Ehe fortbestanden, einem Außenstehenden wären keinerlei Veränderungen aufgefallen. Schlumberger behauptet, „daß die Perioden friedlichen Verstehens lang und zahlreich waren“, er verweist auf eine Äußerung Madeleines aus dem Jahre 1928, daß ihre Ehe „kein Irrtum“ war.

Die letzten zehn Jahre der Gemeinsamkeit, die dem Ehepaar noch blieben — Madeleine starb, 71jährig, im Jahre 1938 — seien zwar „nicht so sanftmütig gewesen wie die so manchen alten Paars, das durch eine Art gegenseitiger Abnutzung“ gehe. Aber Differenzen aus dieser Zeit wären vor allem sachlich zu erklären gewesen: Gide neigte damals den Kommunisten zu, während seine Ehefrau Madeleine eine gläubige Protestantin war. Auch diese politischen Divergenzen blie-

ANZEIGE

Ein Buch erobert sich die Welt!

Bereits 6 Monate nach Erscheinen liegt die deutsche Ausgabe von H. G. Mehringer „Das große Problem“ im Buchhandel in USA, Kanada, Brasilien, Argentinien, Chile, Südafrika, Türkei, Ungarn, Jugoslawien und zehn anderen Ländern in Europa und Übersee auf. Aus einem Querschnitt von 73 Pressekritiken zitieren wir die aus den „Frankfurter Nachrichten“ vom 20. 9. 1956 wörtlich:

Acht erobern den Weltfrieden.

Geheimnisvolles Projekt und ein verwegener Plan werden seine Garantien sein.

Ein Mann namens Axel Braunger hatte eine Idee und schuf einen bis ins Kleinste gehenden Plan, der geeignet erscheint, die gesamte Weltpolitik in andere Bahnen zu lenken. Niemand weiß, wer sich hinter dem mit großer Sachkenntnis ausgestatteten Verfasser des Buches „Das große Problem“ verbirgt. Sicher aber ist, daß hier ein „Eingeweihter“, vielleicht sogar einer, der mit an verantwortlicher Stelle steht, unter dem Pseudonym „H. G. Mehringer“ Gedanken entwickelt, die einem Weltfrieden — dem Wunschtraum aller Völker und Menschen, die guten Willens sind — die Bahn ebnet könnten.

Sein Buch, das er, vielleicht nicht ganz mit Recht, einen Roman nennt, dient vor allem der Publikation dieses Planes in einem den Tatsachen entsprechenden Brief vom 27. Juli 1955 an den Bundeskanzler, der vom Bundeskanzleramt am 12. August 1955 dem Auswärtigen Amt zugeleitet und von diesem anerkennend unter dem 24. September 1955 beantwortet wurde mit dem Hinweis: „Leider ist die politische Voraussetzung, die Einigung der antagonistischen

Weltmächte, noch nicht gegeben, so daß wir bis zur Verwirklichung Ihrer Vorschläge wohl noch etwas warten müssen.“ Hieraus dürfte ersichtlich werden, daß das Buch einen sehr realen Hintergrund hat. Wenn H. G. Mehringer, ins romanhaft-abschweifend, sein Anliegen über einen Legationsrat des Auswärtigen Amtes, einen Chemiker und Raketenforscher und weitere sechs Leute des Nachrichtendienstes und der Spionagewehr (darunter eine außergewöhnlich schöne Frau) der Vollendung zuführt, so vor allem in der Erkenntnis, daß die Weltpolitik nicht von den Völkern, sondern von einigen Wenigen gemacht wird. Er ist der Meinung und man kann ihm darin vollkommen beipflichten, es könnte auch einigen Wenigen, die freilich mit der Materie vertraut sein müßten, gelingen, die vom Unfrieden lebende Politik in friedliche Bahnen zu lenken.

Daß das mit einem noch so guten Plan allein nicht möglich ist, scheinen ihm der Briefwechsel mit dem Auswärtigen Amt, seine große Menschenkenntnis und die Kenntnis der politischen Mentalität der Regierungsoberhaupter in der ganzen Welt bestätigt zu haben. Nur wo die Angst um das nackte Leben regiert, verlieren Neid und Haß an Boden und können Politik für die Idee des Friedens gewonnen werden. Deshalb läßt er den Chemiker und Raketenforscher Horst Rettinger eine technisch bereits heute mögliche, wenn nicht schon in Angriff genommene Geheimwaffe konstruieren, die jeder Aggression zuvorkäme und sie, selbst bei Anwendung

von Atombomben, im Keim ersticke. Eine turchbare Waffe, die genau beschrieben, schon morgen Realität werden kann, in den Dienst des Weltfriedens gestellt, läßt sogar die Machthaber im Kreml erschauern und ihr obligates „Njet“ verstummen. So hat der Autor dieses Buches, das er einen Roman nennt und „Das große Problem“ betitelt, das unbestreitbare Verdienst, einer hohen Idee, dem Weltfrieden, im Rahmen des Möglichen zu dienen. Es als utopisch zu bezeichnen, wäre deshalb verfehlt. Daß es sein Anliegen im Rahmen einer spannenden Handlung vortragt, erhöht seinen Reiz und macht es weitesten Schichten verständlich. Vielleicht aber — und das wäre durchaus zu wünschen — sind die Dinge inzwischen „ins Rollen“ gekommen, sodaß ihm nur noch die Aufgabe zukame, den Gedanken des Friedens in jedem Einzelnen zu erhärten. Dann darf man wohl mit H. G. Mehringer, dem Verfasser dieses ungewöhnlichen und ungewöhnlich interessanten Buches hoffen und sagen: „Es wird Frieden in Genf 1958“. In jedem Falle aber wird das im Verlag Helmut Günther, Trier, erschienene Buch jedem Freude und Zuversicht vermitteln, dessen Glaube an das Gute im Menschen durch die Zeitereignisse ins Wanken kam. In diesem Sinne erscheint es auch bestens geeignet, zum Frieden im Herzen des Einzelnen einen nicht unwesentlichen Beitrag zu leisten.

H. G. Mehringer: „Das große Problem“, 272 Seiten, Ganzleinen, DM 12,80, erhältlich in jeder guten Buchhandlung. Bezugsquellen-Nachweis sowie Prospekt mit Auszügen weiterer Kritiken durch den Verleger Helmut Günther, Trier-Mosel.

OSTBERLIN

Am Fennpfuhl

Wie bei uns geplant und gebaut wird“, so erklärte mit einiger Entschiedenheit der Stellvertretende Oberbürgermeister von Ostberlin, Waldemar Schmidt, „bestimmen wir und kein anderer.“ Die Gelegenheit, bei der Schmidt dieses Programm vortrug, war freilich denkbar ungeeignet, seine Prognose zu bestätigen. Es war beim Abschluß eines Ideen-Wettbewerbs für eine ausgedehnte Wohnsiedlung im Osten Berlins. An diesem Wettbewerb hatten zum erstenmal seit der Spaltung Berlins als Teilnehmer und als Preisgericht ost- und westdeutsche Architekten gemeinsam mitgewirkt. Gewinner des Wettbewerbs wurde der in Hamburg lebende Städtebau-Planer Dr. Ernst May, dem die Neugestaltung des Hamburger Stadtteils Altona obliegt (SPIEGEL 19-1955).

Die Energie, mit der Ostberlins Oberbürgermeister-Stellvertreter Schmidt für die Beibehaltung des volksdemokratischen Kurses plädierte, sollte möglicherweise nur die Niederlage vertuschen, die der Ostberliner Magistrat bei seinem ersten großen Nachkriegs-Bauprojekt, der „Stalin-Allee“, erlitten hatte.

Die Stalin-Allee war von dem Ostberliner Chefarchitekten Hermann Henselmann sklavisch in jenem „Zuckerbäcker-Stil“ entworfen und gebaut worden, der lange Zeit in der Sowjet-Union als vorbildlich galt, inzwischen aber vom sowjetischen Parteichef Nikita Chruschtschew verdammt



Schriftsteller Schlumberger
„Die Ehe mit Gide war kein Irrtum“

ben indes durchaus in der Form, die Eheleuten zuzubilligen ist: „Du bittest mich, mich nicht mehr zu beunruhigen“, schrieb Madeleine ihrem Mann im Oktober 1932, als er sich in Paris „unter all den Leuten von der Partei“ bewegte. „Das hieße aber, Dich nicht mehr so zu lieben.“

Vor allem kam es Schlumberger darauf an, jenes Bild zu korrigieren, das sich den Lesern von Gides selbstanklägerischer Schrift wie von selbst aufdrängen mußte. Während Gide sich nämlich beschuldigte, Madeleines Leben zerstört zu haben, schilderte er seine Frau nicht als die „lebhaft und selbstsichere“ Person, als die sie den Freunden bekannt war, sondern als Opfer, und er schildert von ihr ausschließlich das „Gebrechliche eines alternden Körpers“.

Nicht aber als gealterte und gebeugte Madeleine, die „an offenen Krampfadern“ (Gide) litt, will der Freund und Ehe-Vertraute Schlumberger Madeleine überliefert wissen. In seinem Gedächtnis ist Madeleine vielmehr eine anmutige, Gide geistig ebenbürtige Frau, deren „patrizische Tugenden der Intelligenz und des Charakters“ in dem düsteren posthumen Porträt des Dichters nicht mehr zu erkennen sind.

Schlumberger enthüllt auch, mit welcher Sorgfalt Gide darauf bedacht war, daß jenes von ihm entworfene Zerrbild Madeleines der interessierten Nachwelt überliefert werde. Zwar verfügte er, daß sein Ehe-Buch „Et nunc manet in te“ erst nach seinem Tode veröffentlicht werde. Um aber sicherzustellen, daß sein Text auch wirklich unverändert bleibt, hatte er bereits 1948 dreizehn Exemplare der Schrift drucken lassen und sie an seine engsten Freunde verteilt.

EIN GUTER TIP . . .

Worauf müssen wir beim Kauf eines Wagens achten: Zunächst auf einen hohen Wiederverkaufswert, denn das Kapital darf nicht verlorengehen. Für 4 Personen muß bequem Platz sein, auch für großes Gepäck. 100 km/h muß ein Wagen machen — natürlich mit der nötigen Sicherheit. Daher Frontantrieb und schlauchlose Reifen. Der robuste Motor darf weder kochen noch eintrieren. Daher Luftkühlung. Niedriger Benzinverbrauch, geringe fixe Kosten, eine solide Ausstattung und ein guter Kundendienst sind Voraussetzung. All' dieses bietet Ihnen nur der LLOYD 600/1957 für 3680 DM a. W. + 78 DM für die Hochleistungsheizung.

